

I. Neu aufbrechen

Weggefährten

Weggefährten werden mit Menschen gleichgesetzt, die ebenso auf Sinnsuche sind, sich mit ähnlichen Fragen beschäftigen, gemeinsame Glaubenskommunikation ermöglichen und zu denen persönliche Beziehungen bestehen. Für die einen ist es die verbindende Taufe (auch überkonfessionell), für andere sind es „alle Menschen guten Willens“, die ebenfalls auf der Suche sind. Für wieder andere sind es vor allem die Menschen, die den Gottesdienst vor Ort besuchen. Weggefährten werden im näheren, privaten Umfeld gesehen sowie in der Gemeinde, im Orden oder in Verbänden. Überwiegend werden hier Laienorganisationen benannt. Vor Ort in der Gemeinde werden das Seelsorgeteam, thematische Gesprächskreise, ökumenisch thematisch arbeitende Gruppen sowie caritativ tätige Gruppen aufgeführt. Auf Bistumsebene sind es die Menschen, die als vermittelnd hinter den vielen Weiterbildungsangeboten stehen. Nicht selten ist das Bedauern, dass sich Engagierte als „letzte ihrer Art“ sehen; gerade deshalb fordern sie einen Wandel, auch um selbst weiterhin dabei zu bleiben.

Wiederholt wird die Erfahrung geteilt, dass diejenigen, die aktiv den Kontakt suchen, von den Verantwortlichen gehört und mitgenommen werden. Vermisst wird aber oft ein aktives Zugehen der in der Pastoral Verantwortlichen auf die Gemeindemitglieder. Das Bedürfnis, von ihnen gesehen und wertgeschätzt zu werden, ist ausgeprägt. Formuliert wird teils eine Hochachtung vor den Haupt- und Ehrenamtlichen, die trotz aller Widrigkeiten hoch motiviert sind und mehr leisten als man erwarten darf, teils aber auch die Ausgrenzung durch Hauptamtliche, die sich in ihren eigenen Milieus bewegen und andere nicht wahrnehmen würden.

Bischöfe, Priester, Diakone und Gläubige, die vorangehen wollen, sollen sich an der Heiligen Schrift und der überlieferten Lehre der Kirche und nicht am Zeitgeist orientieren – sagen die einen. Die anderen meinen, dass Kirche in der heutigen Zeit bei den Menschen sein muss. Sie muss am Leben der Menschen teilnehmen und Menschen zusammenführen, wenn sie ihrem Auftrag gerecht werden will.

Ausgegrenzte Menschen

Als außen vorgelassen werden Geschiedene, Wiederverheiratete, Menschen aus anderen Konfessionen, LGBTQI+ Menschen, Frauen und junge Menschen benannt. Viele zweifeln am guten Willen der Institution, da Enttäuschungen wirken und das Bekenntnis zu offener Kommunikation und Transparenz nicht eingelöst werde. Genannt werden auch die, die mit den klassischen Angeboten (Liturgie, Gesang, Sprache ...) wenig anfangen können.

Bremsfaktoren

Der Pflichtzölibat, die fehlende Geschlechtergerechtigkeit und verweigerte Zulassung von Frauen zu Weiheämtern werden als Bremsfaktoren genannt. Es bremsen undurchsichtige Strukturen und der offene oder unterschwellige Machtanspruch der Kleriker. Kirchenrechtliche Vorgaben und Bürokratie bremsen bei der Entwicklung und Umsetzung neuer Ideen und Impulse. Eine fehlende Willkommenskultur für junge und die jüngsten Menschen, wie auch die Randgruppen wird beschrieben. Es entwickeln sich immer stärker zwei Lager: die Konservativen und die Veränderungswilligen. Diese Lager wirken gegeneinander und bremsen sich gegenseitig aus. Vorsichtige und bange Hoffnung wird im Synodalen Weg in Deutschland gesehen.

II. Zuhören

Wichtigkeit des Zuhörens

Das Zuhören wird von den Antwortenden als bedeutsam, wertschätzend und gemeinschaftsbildend beschrieben. Es wird deutlich, dass „Zuhören“ ein menschlich fordernder Prozess ist, der Offenheit und Veränderungsbereitschaft voraussetzt. Zuhören wird als Interesse, Lernprozess, Dialog, Begegnung, seelsorgliches Gespräch, Glaubensaustausch, Geschwisterlichkeit, Gebet und synodales oder demokratisches Strukturprinzip gesehen.

Sehr häufig wird benannt, dass ein Gefälle des Zuhörens wahrgenommen wird: Viele erfahren die Institution Kirche (benannt durch Amtskirche, Rom, die Bischöfe oder Priester) als zu wenig zuhörend. Häufig wird beschrieben, dass diese in ihrer Sprache bzw. der Lehre verfangen ist, verharrend im „das war schon immer so“. Andererseits wird der Grund häufig darin gesehen, dass Seelsorgende wegen der Verwaltungs- und Leitungsaufgaben in großen Gemeinden keine Zeit für eine hörende Seelsorge hätten.

Häufig bringen Menschen zum Ausdruck, dass „Hören“ eine Glaubenshaltung ist. Das Hören auf Gott und sein Wort ist untrennbar verbunden mit dem Hören auf andere Menschen und die Zeichen der Zeit. Das Aufeinander-Hören in den Gremien wird gewünscht, teilweise wird von positiven Erfahrungen berichtet. Das Hören in der Familie, in Gemeinschaften und Austauschgruppen wird als wichtig für Glauben und Leben erfahren.

Wertschätzend wird das Hören in caritativen und pastoralen Kontexten genannt: dem Zuhören als Dienst der Caritas, in der geistlichen Begleitung, der Beichte oder der Trauerbegleitung.

Vernachlässigte Zielgruppen

In einem Großteil der Antworten wird das Anliegen ausgedrückt, dass den Jugendlichen sowie den Frauen mehr zugehört werden möge. In diesem Zusammenhang wird auch das Weiheamt für Frauen eingefordert. Grundsätzlich sollte allen Menschen zugehört werden, in besonderer Weise Menschen, die in Not geraten sind, die alt, krank und trauernd sind. Das sind oft Menschen, denen es Mühe bereitet, sich in Worten auszudrücken und von selbst das Gespräch zu suchen. Mehrheitlich wird genannt, dass Kirche den Menschen zuhören sollte, die ihre Sexualität anders leben, als es den Normen der römisch-katholischen Kirche entspricht sowie den Menschen, die aus der Kirche ausgetreten sind. Auch Menschen, die Missbrauch durch die Kirche erlitten haben, sollte deutlich mehr Gehör geschenkt werden. Auch nicht ausreichend gehört werden Menschen, die aus anderen Kulturen oder Ethnien stammen oder anderen Religion angehören.

Problemanzeige

Viele haben das Vertrauen in eine hörende Kirche verloren. Sie zeigen sich enttäuscht darüber, dass sich nach Gesprächs- und Dialogprozessen innerhalb der Kirche zu wenig geändert hat. Viele wittern mittlerweile ein nur vorgetäushtes Interesse an ihnen, da die bestimmende dogmatische Lehre nicht veränderbar ist. Die Menschen haben kein Interesse an einem „Angehört-Werden“ wenn es keinen ergebnisoffenen, gemeinsamen Prozess gibt.

Zudem wird die Sprache der Kirche als belehrend und kaum noch vermittelbar kritisiert. Viele beschreiben, dass schon die Fragen zur Weltsynode zu komplex seien. Oft wird darauf verwiesen, dass die Menschen, die in der Kirche den Ton angeben, besser situiert, akademisch gebildet und sprachfähig seien. Sprachmonopol haben - liturgisch gesehen - geweihte Männer, theologische Bildung ist dagegen auch bei vielen Laien (Männern wie Frauen) zu finden.

Insgesamt zeigt sich ein Wunsch nach einer Kirche des Zuhörens, die sich auf einen ehrlichen Weg begibt, der Änderung und Erneuerung beinhaltet.

III. Das Wort ergreifen

Gesellschaftliche Bedeutung von Kirche

Mehrfach wird der Wunsch ausgedrückt, dass Kirche sich mehr in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen sollte. Es wird erhofft, dass sie ihre Stimme erhebt für die Würde der Menschen, für soziale Gerechtigkeit und angesichts des Klimawandels für die Bewahrung der Schöpfung. Als positive Beispiele für Menschen mit glaubwürdiger gesellschaftlicher Botschaft werden z.B. Pfarrer Meurer aus Köln und Pfarrer Kossen aus Münster erwähnt.

Kirche in der Medienlandschaft

Die Kirchenzeitung des Bistums Münster wird als hervorragend gelobt. Die digitale Ausgabe wird als besondere Stärke gesehen, da diese viel mehr Menschen erreicht als die Print-Ausgabe. Die Übertragung von Gottesdiensten wird als wichtig genannt, ebenso Morgenandachten, Bibelteilen online etc.

Grundsätzlich wird die Präsenz der Kirche im Internet positiv gewertet, allerdings wird der katholischen Presse ein Relevanzverlust attestiert. Kontrovers erscheint das Verhältnis zu den Medien. Zum einen wird davon ausgegangen, dass die Amtskirche in den Medien so viel zu Wort kommt, da sie die Kirche offiziell vertritt. Dieses mediale Gewicht wird zuweilen kritisiert. Bedauert wird mehrfach, dass die Kirche in den Medien vor allem negativ dargestellt wird, bzw. im Fokus der Medien oft ausschließlich die öffentliche Aufarbeitung des Missbrauchs liegt. Viele wünschen sich eine stärkere Präsenz der Kirche in den Medien und ihren Kommunikationsforen.

Christsein im Alltag

Gewünscht wird, dass Glaube und Leben (Lebenszeugnis) mehr in Verbindung miteinander stehen. Alle sind gerufen, von ihrer Hoffnung Zeugnis zu geben. Viele Rückmeldungen beschreiben dies als Ausdruck ihres Christseins im Beruf, im ehrenamtlichen Engagement und besonders in der Familie. Gewünscht wird Unterstützung bei der religiösen Erziehung von Kindern, z.B. durch hilfreiche Kinderbücher. Glaubensaustausch und seelsorgliche Gespräche werden positiv erwähnt.

Tabuthemen und Veränderungswünsche

Sehr häufig wird als Tabu das Themenfeld Sexualität benannt: insbesondere Homosexualität sowie die ausgelebte Sexualität oder Liebesbeziehungen bei Priestern. Die Notwendigkeit des Pflichtzölibats wird bezweifelt. Missbrauch durch Priester und generell die sexuelle Selbstbestimmung werden als Tabu-Themen beschrieben. Als zweites, damit verwandtes Feld wird die Machtfrage genannt; sehr häufig der fehlende Zugang der Frauen zu den Weiheämtern.

Sehr viel Erwähnung findet der Ausschluss der Frauen von den Weiheämtern und der damit geschaffene Zustand, dass sie weniger zu Wort kommen, vor allem auch in der Eucharistiefeier. Hier wird der dringende Wunsch geäußert, dass dies verändert wird. Positiv werden die von Laien geleiteten Wortgottesdienste erwähnt. Die Predigt durch kompetente „Laien“ ist erwünscht. Eine Predigt sollte verständlich und nicht belehrend sein, so ist der Wunsch.

Die Menschen wünschen sich Kommunikation auf Augenhöhe. Reden und Zuhören treten als Lernfeld auf. Verschiedene Gruppen werden bezichtigt, zu viel zu sprechen, z.B. die Amtskirche oder auch die Gruppe der „Progressiven“, andere empfinden traditionelle Menschen als zu massiv sprechend. Einige schreiben, dass die „einfachen“ Gläubigen, die keine polarisierte Auffassung vertreten, nicht genug zu Wort kommen.

IV. Feiern

Gottesdienst-Angebote und ihre Bedeutung

Gottesdienste werden als wertvolle Rituale der Gläubigen im Alltag beschrieben. Auch von Kirchenfernen werden Gottesdienste zu besonderen Anlässen nachgefragt (z.B. Taufe und Hochzeit). Die Art des gewünschten Gottesdienstes kann sehr unterschiedlich sein.

Während einige sich wünschen, dass Angebote deutlich offener und moderner werden, gibt es auch Menschen, die sich vielmehr eine Rückbesinnung auf alte Traditionen wünschen.

Einig sind sich die Antwortenden, dass die Botschaft der Heiligen Schrift viel mehr in den Fokus gerückt sollte, damit Gläubige sich darüber austauschen können. So könnte z.B. im Nachgang des Gottesdienstes zu einem Austausch über die Predigt oder zu gemeinsamen Mahlzeiten eingeladen werden.

Die Antwortenden geben mehrheitlich an, dass die Feier der Eucharistie einen hohen Stellenwert in ihrem Leben hat. Allerdings erleben sie, dass die Zahl der Menschen, die einen Gottesdienst besuchen, immer kleiner wird und es scheint, dass viele mit dieser Form nichts mehr anfangen können. Auch werden in den Gottesdiensten eher ältere Menschen gesehen. Jüngere Menschen fühlen sich scheinbar nicht eingeladen.

Beteiligung im Gottesdienst

Gottesdienste werden zum Teil als sehr distanziert und dadurch wenig emotional beschrieben. Andere Formate laden eher zum Miteinander ein. Besonders Lieder, Ablauf und Texte werden als weltfremd erlebt. Viele beschreiben die Predigt und die Musik im Gottesdienst als Inspiration. Daher wünschen sie sich besonders hier eine hohe Qualität und mehr Offenheit. Aus dieser Wahrnehmung ergibt sich der Wunsch nach einer größeren Bandbreite spiritueller Angebote. Diese sollen vor allem einen stärkeren Lebensweltbezug haben, was sich besonders in einer zeitgemäßen Wortwahl zeigen soll.

Statt der starren Einhaltung formaler Vorgaben in Gottesdiensten, die zu einer „klerikalen Inszenierung“ führen, sollte das miteinander Feiern deutlich stärker in den Vordergrund rücken. Hier gibt es den Wunsch vieler Antwortender, stärker aktiv in den Ablauf des Gottesdienstes einbezogen zu werden. Oft wird eher empfunden, dass der Gottesdienst einzig auf den Priester fokussiert ist und die Gottesdienst-Teilnehmenden sich wie im Publikum fühlen. Besonders, da seit der Corona-Pandemie Friedensgruß und gemeinsames Singen nicht mehr in gleicher Weise möglich waren, hat dieser Eindruck zugenommen.

Vielfalt zulassen

Die Antwortenden berichten von unterschiedlichen Orten, an denen neue Gottesdienstformate ausprobiert werden. Hier wünschen sie sich mehr Räume zum Experimentieren. Andererseits werden Event-Gottesdienste oder zu viel Modernität auch kritisiert. Es zeigt sich, dass es mehr Bewusstsein für Angebote für verschiedenen Zielgruppen braucht.

Die Tatsache, dass die Zahl der Priester immer geringer wird, sollte in Zukunft nicht über die Zahl der Gottesdienst-Angebote entscheiden. Viele wünschen sich, dass in ihrem direkten Umfeld auch künftig spirituelle Angebote niederschwellig vorhanden sind.

V. Mitverantwortung in der Sendung

Miteinander entscheiden

Viele Menschen, die antworten, betonen, dass alle Getauften und Gefirmten in unserer Kirche die gleichen Rechte haben und gleichermaßen am Sendungsauftrag mitwirken sollten. In der Praxis erleben sie aber häufig, dass es hier Grenzen gibt und Laien sich nicht in gleichem Maße einbringen können. Viele Menschen wünschen sich eine Stärkung ihrer Mitwirkungsrechte.

Benannt werden dabei verschiedene Ebenen. Die Bistumsleitung erleben die Menschen als sehr hierarchisch: Sie haben das Empfinden, dass Entscheidungen „von oben herab“ vorgegeben werden und eine Beteiligung bei der Entscheidungsfindung der Betroffenen nicht erfolgt. In der Gemeinde vor Ort wird es oft ebenso empfunden. Auch hier besteht der Eindruck, dass Entscheidungen allein von Funktionstragenden getroffen werden. Es besteht der Wunsch nach mehr Beteiligungsmöglichkeiten.

Die praktizierten Hierarchien auf Bistums- und Pfarreebene werden von vielen als hinderlich und störend empfunden. Auch wenn es den Wunsch nach dem Erhalt gemeinsamer Rituale und der Stärkung des Miteinanders gibt, gibt es dennoch den Wunsch, die Weltkirche nicht als Argument der Uniformität zu missbrauchen. Je nach Situation vor Ort, sollten unterschiedliche Antworten auf Herausforderungen möglich sein.

Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen

Die Antwortenden sind vielfältig kirchlich engagiert. Jedoch wird das Miteinander von Haupt- und Ehrenamtlichen nicht immer als gelungen beschrieben. Einige Antwortenden berichten davon, dass sie sich in ihrem Engagement durch Hauptamtliche oder Priester ausgebremst fühlen. Sie wünschen sich gerade von dieser Personengruppe mehr Unterstützung in ihrem ehrenamtlichen Engagement und auch mehr Wertschätzung. Teilweise berichten Ehrenamtliche, dass sie ihr Engagement als störend empfunden haben, besonders wenn dies außerhalb der vorgegebenen Strukturen wie dem Kirchenvorstand oder dem Pfarreirat erfolgt. Insgesamt wird hauptamtliches Personal jedoch als wichtig empfunden. Es gibt die Sorge, dass in Zukunft nicht mehr ausreichend Hauptberufliche zur Verfügung stehen, die ehrenamtliches Engagement in der notwendigen Weise stützen können. Die zahlreichen Engagement-Möglichkeiten sollten stärker unterstützt und sichtbar gemacht werden.

Öffentliche Wahrnehmung von Engagement

Zwar engagieren sich immer noch viele Menschen in der Kirche und es gibt viele Felder, in denen der Dienst am Nächsten gelingt, dennoch gelingt es der Kirche nicht, dies auch in die Welt zu tragen. Viele der Aktivitäten sind nur Personen zugänglich, die bereits zum Engagierten-Kreis der Kirche gehören und nach außen ist das Engagement, gerade durch Ehrenamtliche, wenig sichtbar.

Einige Personen berichten davon, dass sie sich in ihrem Umfeld kaum noch trauen zu sagen, dass sie Christ*in sind, da dies von vielen mit Kritik belegt wird. Gleichzeitig gibt es eine Traurigkeit darüber, dass für die meisten Menschen im persönlichen Umfeld der Glaube und die Kirche kaum noch eine Rolle spielen. So lange die großen Fragen (Frauen, Zölibat, Mitbestimmung) nicht geklärt sind, fällt es schwer, authentisch für diese Kirche einzutreten.

Inspiration für ihren eigenen Glauben beziehen viele aus anderen Christinnen und Christen, die sie als authentisch wahrnehmen. Menschen werden dann als überzeugend empfunden, wenn sie nicht nur über ihren Glauben reden, sondern dies auch durch ihr Handeln im Alltag bezeugen.

VI. In der Kirche und in der Gesellschaft Dialog führen

Dialog in der persönlichen Erfahrung

Die eigene Taufe und Firmung werden als wichtiges Fundament gesehen, um sich den Herausforderungen in Kirche und Gesellschaft zu stellen. Darauf aufbauend bedarf es theologischer, sozialer, politischer und ökonomischer Bildung, um sich dem Dialog stellen zu können. In wenigen Beiträgen wird gefordert, die Kirche solle mehr auf sich selbst schauen und sich weniger einer dialogischen Kultur öffnen.

Dialog auf der Ortsebene, in Pfarreien, Schulen und Verbänden

Auf Ortsebene fühlen sich viele ernstgenommen. Eine wichtige positive Erfahrung entsteht, wenn intensives Hinhören und Verstehen des anderen gelingen und sich so neue Perspektiven eröffnen. Als besonderes Beispiel lässt sich hier die Erfahrung einer Schulklasse in einem Gespräch mit einem Bischof zitieren: Das Gespräch war seitens der Schülerinnen und Schüler mit vielen Vorbehalten angegangen worden. Der Gesprächsablauf war jedoch von wertschätzendem und gegenseitigem Respekt gekennzeichnet, so dass ein echter Dialog entstanden ist.

Allerdings gibt es deutlich mehr Anmerkungen, bei denen eine dialogische Offenheit der Kirche vermisst wird. Die Letztentscheidungskompetenz der Priester in ihren Leitungsaufgaben kann lähmen. Als die eigentlichen dialogischen Orte werden insbesondere die Verbände, Gruppen und Gremien genannt. Das soziale Wirken wird als nonverbale Kommunikation der frohen Botschaft wahrgenommen, dass der Kirche Glaubwürdigkeit verleiht.

Vermisst wird ein offenes Zugehen auf Menschen mit Armutserfahrung oder der Arbeiterschicht (Mittelschichts-orientierung von Kirche), auf neu hinzugekommenen Menschen (z.B. mit Migrations- oder Fluchthintergrund) und den Dialog in der Ökumene und mit anderen Religionen.

Dialog in der verfassten Kirche

Die Kirche wird in einigen Rückmeldungen als ein aus der Zeit gefallenes Modell dargestellt, das sich auf Traditionen beruft, aber keine Antwort auf heutigen Herausforderungen gibt. Sie ist insbesondere im Bereich der Sexualmoral nicht auf den Stand der heutigen wissenschaftlichen Diskussion und hat sich damit mit ihren Positionen selbst aus dem Diskurs geworfen. Auch der Mangel an Mitwirkung von Frauen in Amt und Leitung wird als eine Dialogverweigerung erlebt. Es wird sehr stark das Machtgefälle angesprochen. Dialog wird vielfach durch Machtausübung ersetzt und nicht immer als ein faires Streiten erlebt. Der Dialog mit gesellschaftlichen Gruppen sollte nicht nur durch die offiziellen Vertretungen der Kirche geführt werden; gemeindliche Gremien sind dabei stärker einzubeziehen.

Formen des Dialogs

Dialog kann nur erlebt werden, wenn das Gegenüber akzeptiert wird. Er muss auf Augenhöhe geführt werden und nicht durch Machtausübung konterkariert sein. Zu einer dialogischen Kirche gehört, dass sie sich den heutigen wissenschaftlichen Erkenntnissen stellt und nicht auf überholte Traditionen beruft. Die Kirche ist von einer Sprache gekennzeichnet, die heute nicht mehr verständlich ist. Als Beispiel dafür wird häufig der Fragenkatalog zur Weltsynode genannt. Die Digitalisierung birgt neue Möglichkeiten zum Dialog. Dieses Potential kann noch deutlich besser genutzt und ausgebaut werden. Das soziale Handeln wird als inkludiertes dialogisches Handeln von Kirche verstanden und trägt zu ihrer Glaubwürdigkeit bei. Eine Kirche, die in ihrem Dialog nicht von Transparenz geprägt ist, kann nicht überzeugen und wird nicht als glaubwürdig erlebt.

VII. Mit den anderen christlichen Konfessionen

Ökumene ist ein großes Thema im gesamten Bistum. Die Situationen sind in verschiedenen Bistumsteilen unterschiedlich. Neben vielen Gebieten, die traditionell katholisch geprägt sind, gibt es einige, die zur konfessionellen Diaspora gehören. Die Freikirchen werden als ökumenische Partnerinnen wichtiger. Durch die Migration haben sich hierzulande neue Gemeinschaften aus dem christlichen Orient gebildet. Das Spektrum der Ökumene wird breiter und bunter. Überall nimmt die Bindung an die Kirchen ab, die Säkularisierung nimmt zu. Vielfach haben sich sehr gute ökumenische Nachbarschaften gebildet, die als starkes Hoffnungssignal gelten. Diese Binnensicht auf die Ökumene wird auch von Verantwortlichen anderer Kirchen im Raum der ACK geteilt, die um eine Einschätzung zu diesem Text gebeten wurden. Auch von ihnen wird die zunehmende Bedeutung der ökumenischen Zusammenarbeit als wichtig und notwendig angesehen.

Verbindung zu anderen Glaubensgemeinschaften

Von der großen Mehrheit der Antwortenden wird Ökumene als selbstverständlich angesehen und in gemeinsamen Gottesdiensten, Gremien und Aktionen, in privaten Beziehungen, im sozialen Bereich, in Kindergärten, Schulen und Jugendverbänden praktiziert. Hervor sticht die vielfältige Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche. Kaum benannt wurde dagegen der Kontakt zu anderen Konfessionen und Religionen. Die Ökumenische Gemeinschaft mit den Glaubensgeschwistern wird insgesamt als bereichernd und inspirierend wahrgenommen. Allerdings wird die trennende Haltung der Kirche gegenüber anderen Getauften als nicht wertschätzend empfunden und kann zum Teil gar nicht mehr nachvollzogen werden. Besonders der Ausschluss von anderen Getauften von der Eucharistie-Feier wird als diskriminierend bewertet, insbesondere in konfessionsübergreifenden Ehen. Die Orientierungshilfe der Deutschen Bischofskonferenz ist nicht bekannt. Die Amtskirche wird in diesen und anderen Fällen als Verhinderer gesehen, wohingegen die Basis Ökumene selbstverständlich lebt.

Vertiefung der Gemeinschaft

Bezüglich einer Vertiefung der Gemeinschaft wird häufiger der Wunsch geäußert, orthodoxe und protestantische Kirchen und Glaubenspraktiken als gleichwertige christliche Lehren anzuerkennen („versöhnte Verschiedenheit“). Gemeinsamkeiten der Gläubigen sollten grundsätzlich stärker betont werden, statt trennender Unterschiede („Wir glauben alle an den selben Gott“). Die Überzeugung wird geteilt, dass man viel von anderen Gläubigen lernen könnte, z.B. im Umgang mit Frauen als Priesterinnen, mit verheirateten Priestern, bei der Erhebung der Kirchensteuern, bei Synodalen Strukturen, bei Toleranz und Demokratie. Synergieeffekte gemeinsamer seelsorgerischer und liturgischer Angebote sollten viel häufiger genutzt werden („Miteinander statt nebeneinander“), auch um begrenzte Ressourcen besser einzusetzen. Angesichts einer sich immer stärker säkularisierenden Gesellschaft wird eine intensivere Zusammenarbeit als immer wichtiger angesehen.

Dazu wünschen sich die Teilnehmenden der Befragung neue Impulse von „oberster Stelle“, analog zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Ganz konkret wünscht man sich mehr Gelegenheiten zu religiösen Begegnungen, insbesondere die gemeinsame Eucharistiefeier wird eingefordert.

Auch ein stärkerer Austausch mit dem Judentum und dem Islam wird von einigen Teilnehmenden als erstrebenswert genannt. Ein stärkerer Einsatz zusammen mit anderen Weltreligionen für Weltfrieden wird ausdrücklich gewünscht.

VIII. Autorität und Teilnahme

Erfahrungen mit klassischen Beteiligungsformen

Die verschiedenen Beteiligungsgremien werden von vielen genutzt und als gelingend empfunden, wenngleich sie als ausbaufähig angesehen werden – sowohl hinsichtlich des Umfangs der Entscheidungsbefugnisse als auch hinsichtlich der Repräsentation von weniger etablierten Mitgliedern der Glaubensgemeinschaft. Offen kritisiert wird an den Gremien, dass Entscheidungen stark durch die leitenden Geistlichen dominiert und neue Ansätze häufig ausgebremst würden. Wichtige Entscheidungen werden als „von oben herab“ und autoritär empfunden, in einem Fall wird die Absage von Pfarreiratswahlen genannt. Engagierte schildern in diesem Zusammenhang Gefühle der Enttäuschung, Frustration und mangelnde Wertschätzung. Insgesamt würde das Engagement in Gremien viel Geduld und Ausdauer verlangen.

Künftige Übernahme von Leitungsaufgaben

Die strenge Hierarchie und Autorität kirchlicher Strukturen wird grundsätzlich von den meisten Teilnehmenden in Frage gestellt. Besonders schwer wiegt der Missbrauch von Macht durch Priester. Aber auch von administrativen Aufgaben überforderte oder als „zu weit weg von den Menschen“ wahrgenommene Pfarrer werden mit Sorge beobachtet.

Eine Demokratisierung der Ämterbesetzungen (mindestens der Basis, bis hin zur Bischofs-, Kardinals- und Papstwahl) und viel mehr Mitspracherechte bei Gremienentscheidungen werden eingefordert. So sollen auch Leitungsaufgaben für Frauen, Verheiratete, junge Menschen und generell Menschen ohne theologische Ausbildung geöffnet werden – jeder Mensch entsprechend seiner Begabung, Kompetenz und Ausstrahlung („Wer kann, sollte Verantwortung übernehmen“). Einzelne schätzen diese Öffnung dagegen zwiespältig ein – aus historischen und theologischen Gründen.

Erfahrung mit umfangreicher Beteiligung

Es besteht ein starker Wunsch nach größeren Gestaltungsspielräumen für Gemeinden und mehr Teilhabe und Mitverantwortung für Laien. Verwaltung könnte von Seelsorge getrennt werden. Leitungsaufgaben sollten auf mehrere Schultern verteilt werden (Teamgedanke), um der Vielfalt an Meinungen besser Rechnung zu tragen und Überforderung sowie Missbrauch zu verhindern. Es werden viele positive Beispiele genannt, wie z.B. Leitungsfunktionen von Laien bei liturgischen Feiern. Leitungsteams würden erfolgreich und gut zusammenarbeiten, seien teilweise aber vor Ort nicht gewollt. Amtsträger scheinen Angst zu haben, ihre Macht zu teilen, bzw. abgeben zu müssen. Räumlich zu große Pfarreien würden die persönliche Beteiligung eher verhindern.

Wunsch nach Transparenz und Partizipation

Insgesamt wird ein Umdenken auf vielen Ebenen der Entscheidungsfindung angemahnt. Kontrollinstanzen der Macht und Institutionen der Gewaltenteilung werden als notwendig angesehen. Sie sollen für mehr Transparenz bezüglich der Entscheidungen sorgen. Ehrenamtlich Engagierte wünschen sich grundsätzlich mehr Wertschätzung und Ressourcen sowie Unterstützung. Leitungsaufgaben könnten durch Ausbildung und Befähigung professionalisiert werden. Aktuelle Umstrukturierungsprozesse sorgen für Unmut.

Insgesamt wird sehr oft auf den Synodalen Weg verwiesen und große Hoffnung damit verbunden.

IX. Unterscheiden und Entscheiden

Die Antworten zeigen, dass es eine gewachsene Struktur gemeinsamen Beratens und Entscheidens im Bistum Münster gibt, die konstruktiv weiterentwickelt werden soll und kann. Es gibt im Bistum Münster viele Gläubige, die sich freiwillig engagieren, allerdings auch klare Erwartungen haben, gehört zu werden und mitentscheiden zu können.

Gewachsene Strukturen

Im Bistum Münster gibt es auf lokaler Ebene flächendeckend Kirchenvorstände und Pfarreiräte. Sie werden an die sich verändernden Strukturen der Pfarreien und Gemeinden angepasst, behalten aber ihre Zuständigkeit und bilden neue Formen der geteilten Verantwortung aus. In diesen Gremien werden üblicherweise alle wichtigen finanziellen und pastoralen Fragen besprochen.

Auf Bistumsebene tagt der Diözesanrat regelmäßig, um im engen Austausch mit dem Bischof und dem Generalvikar wesentliche pastorale Fragen zu besprechen und mitzuentcheiden. Verschiedene Bischöfliche Kommissionen entwickeln auf ihren Gebieten (Frauen, Liturgie, Kirchenmusik, Kunst) eigene Initiativen. Der Diözesankirchensteuerrat und der Diözesanvermögensverwaltungsrat arbeiten effektiv gemäß ihren kirchenrechtlichen Aufgaben. Das Diözesankomitee der Katholiken, das sich mit gesellschaftlichen Fragen beschäftigt und die Anliegen der Laien innerhalb der katholischen Kirche vertritt, wird von den Verbänden und Organisationen des Laienapostolats sowie den Kreis-, Stadt- und Landeskomitees der Katholiken getragen. Die Wahlbeteiligung bei den Pfarreirats- und Kirchenvorstandswahlen ist zwar nicht befriedigend; dennoch werden die Mandate im Rahmen freiwilliger Mitarbeit verantwortungsvoll wahrgenommen. Maßnahmen zur Steigerung der Wahlbeteiligung sind ergriffen worden (z.B. Einführung der Briefwahl).

Unterschiedliche Erfahrungen

In der Umsetzung zeigen sich viele gute und sehr gute Erfahrungen, aber auch Probleme, die zu kritischen Anfragen führen. Nur in wenigen Fällen kommt es zu Konflikten; in der weitaus größten Zahl hat sich ein gutes Miteinander mit dem Pfarrer und anderen Hauptamtlichen eingespielt. Grundsätzlich gilt, dass auf der lokalen Ebene mehr Möglichkeiten der Mitwirkung gesehen werden als auf überregionaler und diözesaner Ebene. Nach wie vor gibt es Pfarrer, die einsame Entscheidungen treffen. Weit positiver werden diejenigen wahrgenommen, die sich beraten lassen und in die pastoralen Entscheidungen die Betroffenen verlässlich einbeziehen. Eine große Anzahl von Stimmen fordert mehr Mitspracherechte bei Entscheidungen auf Bistumsebene, zumal dann, wenn sie konkrete Auswirkungen vor Ort haben. Aus einigen Kritiken spricht Frustration, aus weit mehr eine Ambition, die auf strukturelle Verbesserungen der Möglichkeiten aus ist, an den Unterscheidungs- und Entscheidungsprozessen in der Pfarrei und im Bistum verantwortlich mitzuwirken.

Erwartungen an die Zukunft

In einem weiten Spektrum an Kritikpunkten und Ideen werden Verbesserungsmöglichkeiten der bestehenden Strukturen deutlich: von der Entwicklung digitaler Formate, die auch freiere Austauschmöglichkeiten erlauben, über Initiativen zur Gewinnung unterrepräsentierter Gruppen von Gläubigen zur Mitarbeit in den Gremien bis zum Plädoyer für mehr Transparenz und Verständlichkeit der Beratungen und Entscheidungen. Andere Vorschläge greifen stärker in das bestehende Organisationsgefüge ein, ohne die einzelnen Verbesserungsvorschläge zu konterkarieren. Sie zielen darauf, zentralistische Tendenzen sowohl auf welt- als auch auf ortskirchlicher Ebene zurückzufahren und stärker auf die Vielfalt und Eigenverantwortlichkeit in den Pfarreien und Gemeinden zu setzen.

X. Sich in der Synodalität bilden

Christliche Bildung im gemeinsamen Unterwegssein gilt den meisten als Hoffnungszeichen, so unterschiedlich die Vorstellungen über die Inhalte und Formen des Lernens sein mögen. Über beides gibt es zu wenig Austausch. Aber die Bereitschaft ist gegeben, in den Dialog zu gehen.

Kirche als Lerngemeinschaft

Die Erwartungen, dass die Kirche eine Lerngemeinschaft ist, sind hoch. Beten und Denken gehen zusammen. Allerdings wird ausgeführt, dass es keinen erfolgreichen Weg der gemeinsamen Bildung geben könne, wenn nicht die gegenwärtigen Probleme der Kirche schonungslos aufgearbeitet werden, die sich im systemischen Missbrauch verdichten.

Teils liegt der Fokus auf einer synodalen Spiritualität, die Herzensbildung anstrebt, teils auf der Ausbildung, die theologische mit sozialen Dimensionen verbindet. Die persönliche Geschichte steht im Vordergrund, die Entdeckung des „Ich“ im Glauben; aber auch das „Wir“ wird betont.

Bildung in allen Dimensionen

In den Antworten werden viele Einzelaspekte genannt: von regelmäßigen Exerzitien für Haupt- und Ehrenamtliche über gezielte Förderung von Jüngeren, Leitungsaufgaben zu übernehmen, von der Reform der Priesterausbildung, die lebensnäher gestaltet werden soll, bis zu neuen Formen gemeinsamen Betens, die es zu entwickeln gelte, von der stärkeren Nutzung der Kompetenz von Religionslehrkräften für innergemeindliche Bildungsprozesse, z.B. in der Sakramentenkatechese, bis zu gemeinsamen Pilgerfahrten, von der Qualität der Predigten bis Förderung der christlichen Bildungswerke.

Durchweg richten sich an qualifizierte Bildungsmaßnahmen hohe Erwartungen. Die Bildungswerke sind gefragt, aber der Ansatz sollte breiter sein. Ganz wichtig ist die Kultur einer Begegnung auf Augenhöhe, mit Respekt und der Bereitschaft, einerseits Verantwortung zu übernehmen, andererseits Macht zu teilen.

Alte und neue Formen

Initiativen, die neue Kommunikationsformen erproben, werden teils befürwortet, teils kritisiert. Vor einer Idealisierung, die schnell eine Ideologisierung wird, wird gewarnt.

Gefragt wird nach (analogen und digitalen) Foren, die dem Austausch nicht nur über Strukturen, sondern über den Glauben fördern. Es gibt Gemeinden, die diese „Räume“ schaffen. Diese guten Beispiele sollten gesichtet und empfohlen werden.

Gute Ausbildung

Die Gemeindeglieder erwarten sehr gut ausgebildete, theologisch beschlagene und menschlich zugewandte Personen, die pastorale Verantwortung und Leitung übernehmen, nicht zuletzt Priester.

Der professionellen Aus- und Weiterbildung im Bistum Münster wird von denen, die mit ihr eigene Erfahrungen gesammelt haben, ein gutes bis sehr gutes Zeugnis ausgestellt; allgemeine Vorbehalte gegen die Theologie, die den Glauben zerstöre, bleiben vereinzelt. Die Hoffnung richtet sich darauf, dass Theologie die Qualität der Pastoral stärkt.